

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 16 (1912)

Artikel: Christoph

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573889>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

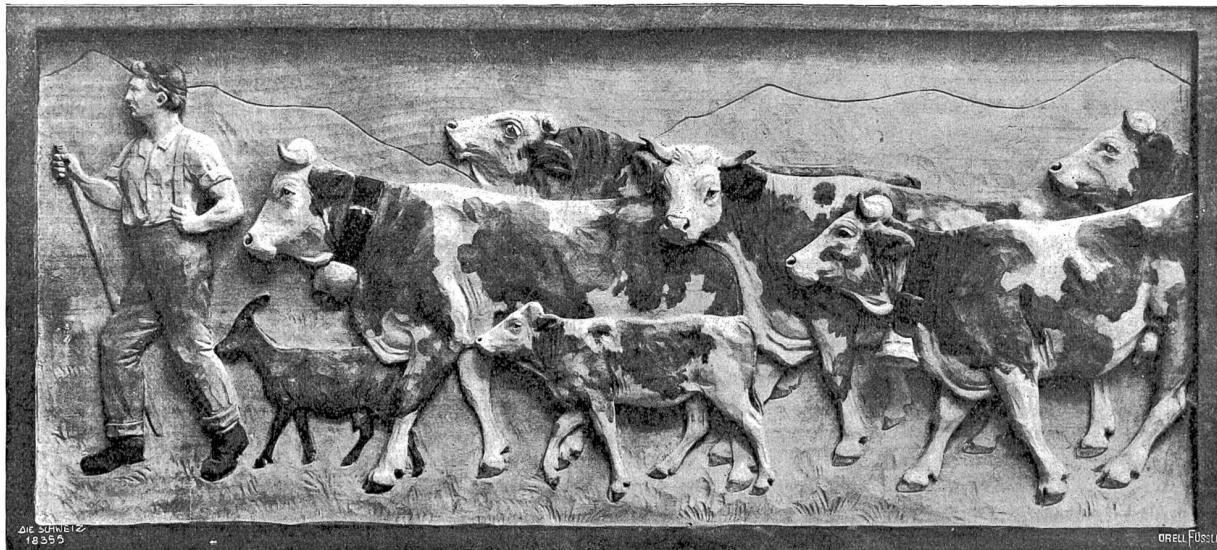
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schnitzlerschule Brienz.

Alpaufzug.

Gedichte von Meinrad Lienert

Wänn's dimm'red

Wie schön isch vorem Hüsli z'gruebe,
Wänn's üb'rei aſot dimm're,
Wänn jedes Gresli will vertnuke,
Und d'Bäum fönd aſo zämeruke,
Wänn alls änandre, wyt und breit,
Se schloſſ¹⁾ dä wohl! und adie! sait.
Wänn hinder alle Bärge uſe
Guetwätterwüchlī chömed
Und tüend die rote Fähndli rode²⁾,
As d'Güntli z'räuke³⁾ chönd im Bode⁴⁾
Und 's Fröſchli sait: Es wird mit Schy
Det obe Fahnenſwinged⁵⁾ sy!

Wie schön isch vorem Hüsli z'gruebe,
Wänn Uelerherrgeds Wedel
's Wychwasser tüpf't uſs Rosechnöpfli
Und 's täueled⁶⁾ uf jedes Gschöpfli
Und 's Obedstärnli rüebig trait
Sys Liechtli us der Ebigkeit...

1) schlaf', 2) bewegen, 3) zu erröten, 4) im Tal, 5) Fahnenſwingen an Alpserfesten, 6) niedertaut.

Summernacht

Hei, wele schöni Summernacht,	d'Tanzmusig chame niene gſeh.	He, säged ſ' due: 's ist ämel Nacht.
Hät neimewo äs Stimmli gmacht,	Huurt ²⁾ gläuppli undrem Gugguchlee.	Hüntſch ⁴⁾ git do währli niemer acht,
Wend hinecht eis goh fäſte!	Jänu, mi köirt ſi ämel!	Se wemmer's profidiere.
Und lueg me nüd, wer tanzt dur d'	Jeß lueg au d'Faregreser a!	Wer weißt, wie's more tage will;
Se meiſterlosig wien ä Heid? [Weid	's hät gſarbedi Latärnli dra:	Cha sy, es breicht's is nümme vil,
's Tyfälterli im Hochſiggleid!	Chöt's schöner chuum z'Vynedig ha.	Se nemmer's hüt und hend is ſtill!
Und wo's due flüttred ume Rai,	Pohtusig au, iſt das äs Tue!	Und lue, es taged obem See!
Köirt's d' Weid usgyge überei.	Die wyke Gwandli ſtübēd zue	D' Tyfälterli ſind nienemeh.
Hei au, iſt do ä Läbtig!	Wie d' Flocke usgänts Horner ³⁾ .	Blöih a dä Faregres're
Natürlī ¹⁾ , 's wird Trynacht sy!	Nüd eis iſt ohni Gspüslig hüt;	Tautröpfli hend wie Tüürli zündt.
All Nachtfyſaltre, groz und chly,	He Allmed volle Hochſiglüt.	Due chunt und löſcht dr Morgewind
Si gäuerled im Stärneschy.	Nietweders liebt, was 's Herz verlyt.	Die gſarbede Latärnli gſchwind...

1) natürlich (diminutiv), 2) kauert, 3) ausgangs Februar, 4) besonders.

Christoph.

Erzählung von Jakob Böhmart, Zürich.

I. Von Halbriesen und Tieren.

Es war vor langen langen Jahren, es iſt kaum mehr
wahr. Das Tal freilich liegt noch da, zwischen
den gleichen Felswänden und Gletschergröpfeln wie
damals, und wie damals löſen ſich im Frühjahr die

Lawinen von den Gräten und Hängen los, don-
nern über die Felsstürze hinab und bleiben in
tiefen Rinnen bis in den Sommer hinein liegen als
gelbe ſchmutzige Massen, aus denen Neste, Baum-

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

strünke, Felsstücke herausragen und auf denen etwa die Ziegen an heißen Tagen herumklettern und sich die Zungen an dem eisharten Schnee fühlen. Jetzt führt ein schmäler Weg in das Hochtal hinauf, damals war es fast unzugänglich; denn der Bergbach, der es durchströmt, hat sich im unteren Teil eine tiefe Schlucht eingesägt, in die zu beiden Seiten die Berge jäh hinunterstürzen, und da, wo der Fuß hätte Stand finden können, versperrte eine Wildnis von Arven und Tannen den Weg. Das Schlimmste war die Finsterwaldplatte, die hoch über dem Fluß liegt, steil und glatt wie ein Dach, und die nicht zu umgehen war. Wehe dem Wanderer, dessen Fuß ausglitt! Er stürzte hundert Klafter tief in den Fluß hinab, der ihn in seinen Strudeln herumwirbelte und nach langer Reise zerstümmelt und zerschlagen dem Strom in die Arme legte.

In diesem Hochtal sömmern jetzt in den warmen Monaten die Hirten ihre Kinder; im Winter, wenn der Bach vereist ist und die Murmeltiere schweigen, ist es still und verlassen wie ein Kirchhof. Damals war es anders. Da lag hinten, wo sich das Tal zu einer Ebene weitet, ein Dorf mit aus Arvenholz geziimmerten braunen Häusern, mit sprudelnden Brunnen und kleinen Blumengärten, in denen Steinmetzen und blaue und gelbe Primeln den kurzen Sommer lang blühten. Noch jetzt zeigen die Hirten die Stelle, wo einst das Rathaus stand, die Gegend heißt zur Stunde noch „am Platz“, und weiter unten im Tal steht auf einer Anhöhe die alte Kapelle mit dem Beinhaus und träumt in ihrer Verlassenheit in den Tag hinein, wie ein Greis sinnend in der Sonne sitzt. Sie ist dem heiligen Martin geweiht, und noch wird dort jedes Jahr einmal, am Jakobsonntag, Gottesdienst gehalten, zu dem sich alle Sennen der umliegenden Alpen einstellen. Im Beinhaus sind noch die Knochen der alten Talbewohner zu sehen. Sie sind von ungewöhnlicher Größe; es war ein Geschlecht von Halbriesen, das einst da gehaust, die Sage weiß viel von ihnen zu erzählen.

Diese Leute waren mit Hab und Vieh auf einem hohen Paß über das Gebirge gekommen, hatten den Wald gerodet und mit der Wildnis gekämpft, Dorf und Kirche gebaut, tätig und friedsam gewirtschaftet, man weiß nicht wie lang, und waren dann wieder verschwunden, keiner kann sagen wohin. Aber frisch, wie kaum vor einem Menschenalter geschehen, blieb die Geschichte vom starken Christoph, und wer sich mit den Hirten auf der Egg oder auf dem roten Berg befreundet, kann sie vernehmen, wie ich sie hier berichten will.

Der grüßte, aber auch ärmste Mann im Riesendorf war Simon, der lange Simon genannt. Sein Vater hatte ihm zwar ein paar Kühe hinterlassen; aber es wollte ihm nichts zum Glück ausschlagen, und während sich in anderer Leute Stall das Vieh vermehrte, gingen die Dinge in dem seinen immer rückwärts, er wußte nicht, wie es so kam, und eines Tages war der Stall leer. Die Gemeinde ließ jedoch keinen in der Not umkommen, sie machte den riesigsten unter den Riesen zum Geißhirten, was

viel zu lachen gab; aber was tat's, damit war doch dem Hunger ein Riegel geschoben. Simon hatte drei Buben, von denen er den jüngsten auf den Namen Christoph hatte taufen lassen, und da er an dem Buben ein besonderes Gefallen fand, ließ er es nicht zu, daß man ihn Stöffel nannte, wie es dem Brauch gemäß wohl geschehen wäre. Christoph sollte er heißen, unverkürzt und unentstellt, den Christen sollte man dem Wort nicht abhaken.

Als Simon Geißhirt wurde, war Christoph etwa sechs Jahre alt, und weil der Vater ihn gerne um sich hatte und Anlage zu großer Stärke an ihm gewahrte, fand er ihn eben recht, ihm die Ziegen treiben zu helfen. Früh am Morgen stand Simon auf, nahm das große Horn von der Wand und stieß, breitbeinig in der Stube stehend, so mächtig drein, daß das ganze Haus aus dem Schlaf fuhr und für den ganzen Tag hell und munter war. Christoph schlüpfte rasch in die Hosen, trank das Becken Milch, das ihm die Mutter in der Eile gewärmt hatte, aus und schritt dann an der Seite des Vaters das Dörfchen hinab. Der lange Simon stand von Zeit zu Zeit still, blies ins Horn, einen langen Stoß und vier kurze, die wie Ritzlein hinterher hüpfsten, und schritt dann wieder weiter. Die Stalltüren öffneten sich, und heraus sprangen in lustigen Säzen die Ziegen groß und klein und folgten ihren Hirten. Und da jede ein Glöcklein am Halse trug, die einen mit hoher, die andern mit mittlerer oder tiefer Stimme, ergoß sich ein munteres Geläute durch das Tal, das sich aus der Ferne fast wie ein rasch über Felsen springendes Bächlein anhörte.

Beim letzten Haus des Dorfes bog die Herde ab, und das Geflingel eilte und sang die Halden empor, wo es sich verlor. An den wildesten Hängen, wo Blumen und Gras mit Schnee und Eis in Fehde liegen und die Kühle und Kinder sich nicht hinwagen, suchten die Ziegen ihr Futter, manchmal, wenn oben der Schnee lag, auch in den Wäldern, in denen noch Bären und Wölfe hausen, weshalb der Hirt einen langen Jagdspieß zur Wehr bei sich trug. Manchmal, wenn die Ziegen an ungefährlichen Plätzen graften, jagte er auch Gemsen und Steinböcke.

Am Abend kehrte die Herde mit strohenden Eutern wieder ins Dorf zurück, geschlossen wie Soldaten, Christoph voran, Simon hinterdrein. Dann löste sich die Schar auf, jede Ziege eilte ihrem Stall zu, um der Milch, die sie drückte, ledig zu werden. Hatte Simon eine Gemse erlistet, was nicht allzu häufig geschah, so warf er sie seiner Frau Kleophea oder Klephi in die Küche und rief wohlgeraunt: „Da schick dir der Bettegötti vom Berg einen Braten!“ Sie nahm ihn mit ruhigem Gewissen entgegen; denn in jenem Tal machte niemand ein Jagdrecht geltend.

Es war ein fast glückliches und sorgenloses Leben, das Simon da führte; aber es sollte schon nach einigen Jahren ein jähres Ende nehmen. Als er an einem Frühjahrstag seine Herde am roten Berg trieb, entdeckte er auf einem Rasenband ein Rudel Gemsen, und das Jägerblut fing in ihm zu wallen

an. „Sieh gut zu den Ziegen!“ rief er Christoph zu, guckte nach dem Wind und machte sich davon, um das Wild zu erschleichen. Bald war er Christoph aus den Augen. Der Knabe erriet die Absicht des Vaters, kletterte zu einer Stelle empor, wo der Blick freier war, warf sich auf den Boden und spähte um sich. Bald hatte er die grasenden Gemsen entdeckt und nach einer Weile auch den Vater, der vorsichtig um die Felsen schlich, geduckt und zuweilen auf allen Vieren. Jetzt hatte er das Rasenband erreicht; da flogen aber die Gemsen wie Vögel davon und waren zerstoben, bevor Christoph sein „Huida!“ ausgestoßen hatte. Nur eine vermochte dem Rudel nicht zu folgen, sie trippelte, wie es schien, mühsam hinterdrein, und es verlor eine ganze Weile, bis sie um die Felsenecke verschwand. Ihr jagte nun der Vater nach, und Christoph dachte: „Heut abend gibt's Braten, die Mutter mag lachen!“

Da für ihn nun alles im reinen war, stieg er ruhig zu den Ziegen hinab, lockte sie durch Zurufe zu sich heran und streichelte seine Lieblinge; denn er hatte unter ihnen seine besondern Freunde. Dann streckte er sich auf einen Stein aus, der von der Sonne wie ein Ofen gewärmt war, und erwartete so die Rückkehr des Vaters.

Aber die Sonne stieg zu ihrer Höhe hinauf und senkte sich zur Abendseite nieder, der Vater erschien nicht. Da kam eine böse Ahnung über den Knaben und drang ihm wie ein Nagel in die Brust. Er hielt es nicht mehr aus, er ließ die Herde Herde sein und stieg hinauf, wo er Gemse und Vater hatte verschwinden sehen. Eine Strecke weit konnte er ihre Fußtritte auf dem Schnee, der in Mulden und an schattigen Stellen liegen geblieben war, verfolgen, auf einer apern Fläche hörten aber alle Spuren auf. Er schrie aus Leibeskraften, und als keine Antwort kam, setzte er sich nieder und weinte und horchte dazwischen in die Stille hinaus. Nichts Lebendiges war zu sehen und zu hören, nur oben um die Gipfel des roten Berges freisten zwei Geier, und ihr heiseres Geschrei drang bis zu ihm herab. Die Sonne sank immer tiefer, schon schlichen unten die Schatten über den Talgrund und das Dorf, dessen Häuser gleich schwarzen Punkten auf der weiten Rasenfläche lagen. Er kannte die Nacht hier nicht abwarten, er mußte den Vater suchen: was würde die Mutter sagen, wenn sie nicht zusammen heimkehrten? Aber wohin sich wenden? Er fand, es sei das Klügste, die Richtung, in der er gekommen war, fortzusehen, so würden wohl auch die beiden andern gelaufen sein. Er eilte vorwärts, eine halbe Stunde weit. Da gähnte vor ihm ein Abgrund, aus dessen Tiefe stürzendes Wasser wie Donner heraußschallte. Neue Ratlosigkeit! Waren sie auch zu dieser Schlucht gekommen? Wohin hatten sie sich da gewendet? Er schritt am Rand auf und ab und suchte Spuren. Und siehe, wie er so spähte, entdeckte er auf dem Rasen Bluttropfen, die in die Schlucht hinabwiesen; der Vater hatte also das Tier verwundet. Wieder trat die Aussicht auf einen duftenden Braten wie eine Schüssel voll Wohlgeschmack und Jungenherrlichkeit Christoph

entgegen. Aber das war nur ein Augenblick. Hatte der Vater das Tier denn auch gefangen? Be- fanden die beiden sich unten in der Schlucht? War der Vater vielleicht eben daran, das Tier am Wasser auszuweiden? Er bog sich vor und rief in die Tiefe hinab: „Vater, Vater!“ Aber es drang nichts herauf als das dumpfe Tosen des Baches. In seiner Verzweiflung warf er sich auf den Boden hin und begann nach Kinderart heftig, fast zornig zu schreien, als wäre auf solche Art eine höhere Macht zu erweichen oder zum Nachgeben zu zwingen. Als er ruhiger und sein Auge wieder hell geworden war, entdeckte er auf einmal Fußspuren in der feuchten Erde, Nägel hatten das Gras zerrissen, und etwas weiter unten waren Rasenbüschel ausgerauft. Da war also der Vater in die Tiefe gegangen. Nun be- sann sich Christoph nicht mehr lange. Hatten ihm Vater und Mutter nicht manchmal gesagt, er sei schon fast so stark wie ein Mann, durfte er sich da nicht zutrauen, was ein Mann unternahm? Schon war er ganz vorn am Rand, sah hinab, wie er es vollbringen könnte, und fand eine Stelle, wo es sich wie auf weiten Stufen hinunterklettern ließ. Er suchte oben am Rand festen Griff mit den Händen, ließ sich einen Ruck hinunter und suchte mit den Füßen, die nackt waren, Halt; dann ließ er die eine Hand los, fasste wieder unten an, und wieder glitt er einen Ruck tiefer. So ging es ein gutes Stück, und als er mit den Füßen ein schmales Band erreichte, auf dem etwas Gras wuchs, meinte er, sein Werk schon vollbracht zu haben. Er ruhte aus; denn von der Anstrengung waren Arme und Füße ins Zittern gekommen. Das Band führte in die Tiefe, er stieg darauf hinab, indem er behutsam Fuß vor Fuß setzte; auf einmal aber verlor es sich, als wäre es in die Wand hineingekrochen. Von unten, scheinbar ganz nah, donnerte das Wasser; nun mußte ihm der Vater hören, wenn er unten war. Er schrie, was ihm zum Hals hinaus möchte; aber ihm schien, es töne nicht, weil er den Mund so nah an der Wand hatte, auch hörte er keine Antwort aus der Tiefe. Er blickte hinauf und hinab, und ihm graute vor der Höhe. Aber er dachte an die Mutter und versprach sich, nicht ohne den Vater heimzukehren. Wieder fasste er mit den Händen an, und wieder suchte er mit den Füßen, und es ging wiederum Ruck um Ruck hinab, wie durch ein Wunder. Aber da kam er zu einer Stelle, wo die Füße keinen Halt mehr fanden, wie ängstlich sie auch suchten, und so klebte er hilflos an der Wand, bis ihm die Kraft ausging, die Hände sich lockerten und er fast ohne Besinnung hinunter in die Tiefe glitt.

Er erwachte und lag in finsterer Nacht. Der Kopf schmerzte ihn, er griff darnach und merkte, daß die Hände ganz zerschunden waren. Und wie die Hände, so waren auch die Füße. Die Haare waren ihm an die Stirne angeklebt, er mußte also am Kopf geblutet haben. Ganz nah hörte er das betäubende Tosen des Baches, Wassertropfen wurden ihm auf die Hände und ins Gesicht gespritzt; er wagte nicht, sich zu rühren, aus Furcht, ins Wasser zu fallen.

In seiner Nähe meinte er auf einmal einen menschlichen Laut zu hören, es schien sich etwas zu bewegen. Er flüsterte: „Bist du's, Vater?“ Er fürchtete sich, es laut zu sagen. „Ist's der Vater,“ dachte er, „wird er's schon hören, ist es aber ein wildes Tier oder sonst etwas Ungeheures, so kann man nicht leis genug reden.“

Als keine Antwort kam, streckte er behutsam die Hand aus, rutschte nach und stieß auf etwas Bebaartes: „Das ist die Gemse, nun kann der Vater auch nicht weit sein! Aber daß sie noch lebt?“ Wieder flüsterte er: „Vater, wo bist du?“ Er vernahm nichts als das Tier, das sich erhob, um etwas weiter weg wieder niederzuliegen. Er tastete umher, in der Hoffnung, auf den Vater zu stoßen, der wohl schlafen müßte; aber er fand nichts als feuchtes Gras. Da brach zu allem ein Gewitter über den Berg los, ein heller Blitz zündete in die Schlucht und füllte sie mit Schrecken und Grausen; zugleich fuhr pfeifend ein kalter Wind herab, der bis auf die Knochen drang. Bei dem Licht der Blitze suchte Christoph den Vater zu entdecken; aber er erblickte nichts als ein Bäumchen, das schief über das Wasser ragte, und die Gemse, die ausgestreckt am Felsen lag und manchmal ächzte wie ein Mensch. Den Donner, der über die Schlucht rollte, vernahm er kaum, das stürzende Wasser übertönte ihn. Als sich das Gewitter endlich verzog, versank Christoph wieder in bewußtlosen Schlaf. Die Ermattung hob ihn über Schmerz und Angst und Kummer hinweg.

Die Sonne mochte schon lange am Himmel gehen, als endlich die Sorge um den Vater wieder stärker wurde als der Schlaf und Christoph aufschreckte. Er rieb die Augen und fand sich von einem Dämmerlicht umgeben. Sein erster Blick fiel auf die Gemse, die bei seiner Bewegung aufsprang und sich an der Felswand empor flüchten wollte, aber wieder zurückfiel. Sie versuchte es zweimal, dreimal, immer umsonst, und Christoph gewahrte, daß sie vorn am linken Schulterblatt verletzt war und hinkte. Bald ergab sie sich ins Unvermeidliche und legte sich in einem Winkel nieder. Und nun entdeckte der Knabe zu seinem Erstaunen, daß sie zwei Jungs neben sich hatte, eines lebendig und eines tot. Die mußte sie in der Nacht geworfen haben. Dem unter Tieren Aufgewachsenen war es sofort klar, warum sie den andern nicht hatte folgen können und vom Vater eingeholt werden konnte.

Aber, wo war denn der Vater? Christoph erhob sich. Er befand sich in einem engen Kessel, auf einem Felsabsatz, wo im Wasserstaub des Sturzbaches üppiges Gras wuchs; auch das schiefe Tännchen fand er wieder, das er im Licht der Blitze gesehen hatte. Wie aber erschrak er, als er in die Höhe schaute! Nun erst erkannte er, in welche Tiefe er geflettet und gefallen war. War da wieder herauszukommen? Zu seinem Erstaunen waren die Ränder der Schlucht weiß, das Gewitter mußte Schnee zusammengedonnert haben, der aber nicht in die Tiefe der Schlucht gedrungen, sondern an den Wänden hängen geblieben war. „So ist das

Klettern schwer!“ dachte Christoph und ließ dabei die Blicke rings um sich gehen. Da sah er den Spieß des Vaters am andern Ufer im Bach stecken zwischen Steinen eingeklemmt, und nun trat es ihm schreckhaft vor die Augen: „Der Vater ist tot, er ist abgestürzt und im Bach ertrunken und fortgespült worden. Wo mag er jetzt liegen?“ Der Schmerz schnürte ihm den Hals zu und brach sich dann in so heftigem Weinen Bahn, daß die Gemse erschreckt auffuhr und ihre erfolglosen Versuche, an der Wand hinaufzuspringen, wiederholte, bis sie aus ihrer Munde wieder zu bluten anfing und ganz ermattet sich zu ihren Jungen hinstreckte.

Die Munde war Christoph zugeteilt, und nun erriet er auf einmal den ganzen Vorgang. Der Vater war der Gemse hart auf den Füßen gefolgt, die beiden näherten sich in vollem Lauf der Schlucht; die Gemse kommt an den Rand, stuzt und wendet sich, um nach oben zu entweichen. In diesem Augenblick bohrt ihr der Vater den Spieß in die Schulter und stößt sie über den Rand hinaus. Das ans Klettern gewohnte Tier kommt mit ganzen Gliedern unten an; der Vater aber kann im Lauf nicht anhalten, er hat mit dem Spieß wuchtig ausgeholt, und als die Gemse in die Tiefe springt und keinen Widerstand mehr bietet, schießt er über den Rand hinaus. Er will sich mit den Händen an dem spärlichen Rasen festhalten; aber die Büschel lösen sich vom Felsen los, und er stürzt in den Bergbach hinab. Ja, so mußte es gekommen sein. Was wird die Mutter sagen und der Martin und der Jörg!

„Heut' kann ich's Ihnen nicht berichten,“ dachte Christoph; „der Schnee muß erst weg und der Felsen trocken sein. Aber sie werden uns ja suchen, die ganze Gemeinde. Das wird ein Schrecken gewesen sein, als die Ziegen ohne Hirt und Bub heimkehrten!“ Christoph bemerkte, daß das junge Gemselein an seiner Mutter trank, und fühlte auf einmal einen quälenden Durst und Hunger. Er bog sich zum Bach hinab, schöppte mit der hohen Hand von dem eiskalten Wasser, zog dann ein Stück Käse aus der Tasche, seinen ganzen Vorrat, und verschlang es mit gierigen Zähnen bis zum letzten Stückchen Rinde. So gestärkt machte er sich daran, einen Ausweg zu suchen. Im Bachbett auf und ab war keine Möglichkeit, oberhalb und unterhalb waren hohe Wasserstürze. In den Felswänden entdeckte er wohl da und dort kleine Vorsprünge oder Bänder, die Griff boten; aber sie waren viel zu hoch oben, da reichte er lange nicht hin, auch mußten seine Hände und Füße erst wieder heil werden. Er überlegte: Wenn ihn die Brüder und Nachbarn nicht fanden, was dann? Da mußte er elend verhungern! Zwar konnte er die Gemsen mit einem Stein totschlagen; aber was war damit gewonnen? Er besaß ja nicht einmal ein Messer, um ihnen die Haut zu schlitzen, er hatte weder Pfanne noch Feuer, um das Fleisch zu kochen; nein, er mußte verhungern, wenn sie ihn nicht fanden. In seiner Angst stieß er seine Stimme hervor, so laut er konnte; aber er hörte bei dem Tosen des Wassers sich selber kaum, wie sollte man



Hans Huggler, Brienz.

„Vreneli“.
Mädchenbüste in Lindenholz.

ihm oben vernehmen? Und wie sollten ihn die Leute gerade hier suchen? Der Neuschnee mußte ja alle Fußstapfen verwischt haben! Es war ein langer Tag! Christoph vertrieb sich die Zeit, indem er das Gemslein streichelte, das ihn ruhig gewährten ließ, während die Mutter ihn mit angstefüllten Augen beobachtete und zuweilen die scharfen Hörnchen gegen ihn senkte. Das tote Junge hatte er über den Wasserfall hinuntergeworfen.

Am folgenden Morgen beim Erwachen sah er die Gemse neben sich das Gras abweiden; unter ihr stand das Junge und sog am Euter und stieß die Mutter mit dem Maul, wenn sie nicht stille hielt. Der Heißhunger überfiel Christoph bei dem Anblick, er legte sich unter die Gemse und tat wie das Junge; er brauchte es nicht erst zu lernen, auf dem Berg hatte er die Milch immer frisch vom Euter weg getrunken. Seltsamer Weise ließ es sich die Gemse nach kurzem Sträuben gefallen; sie mochte sich überzeugt haben, daß er es nicht feindlich mit ihr meinte.

So bildeten die drei nun eine Familie, die Mutter weidete und schaffte die Milch, die beiden andern lebten von ihr. Aber es war ihnen nicht geheuer in ihrer tiefen engen Stube, im ewigen Getöse des Wassers, wo nie ein Sonnenstrahl sie besuchte und bei Tag höchstens eine Wolke, nachts ein neugieriger Stern durch die schmale Röhre zu ihnen hineinschauten und die Tage sich zu Ewigkeiten dehnten. Immer wieder schauten die drei an den Wänden hinauf, ob sich nicht ein Ausweg fände, besonders die Gemsegeiß, deren Wunde sich bald wieder schloß. Das Futter wurde immer spärlicher, die besorgte Mutter fing schon an, die Wurzeln aus dem Boden zu scharren und die Rinde des Tännchens abzunagen. Ihre Milch nahm ab; die Hungersnot hatte die drei entdeckt und schlich sich nun mit ihren langen Nagezähnen an sie heran.

Da, an einem Morgen, als Christoph erwachte, war die alte Gemse fort. Das Junge hüpfte unruhig hin und her, stellte sich an den Rand des Wildbaches, maß die Breite und zeigte großes Verlangen, ans andere Ufer zu sehen. „Die Alte ist dort hinauf entkommen,“ dachte Christoph; „fehlt sie nicht wieder, so mag ich Steine essen. Meinetwegen kommt sie nicht, aber vielleicht um des Jungen willen, das muß ich hüten.“

Er zog einen Glosenriemen hervor, den er am Unglücksstage im Gras gefunden und in die Tasche

gesteckt hatte, und band dem Gemslein die Hinterfüße so zusammen, daß es wohl humpeln, aber nicht springen konnte.

Er verbrachte einen unruhigen Morgen. Gegen Mittag schlief er an dem ewigen Einerlei seiner Gedanken und Sorgen ein. Als er erwachte, stand die Gemsmutter wieder da, und das Kleine hielt Mahlzeit. Wenn es ihm alle Milch getrunken hatte! Wie schmeckte ihm der erste Zug! Er hatte einen kleinen Kampf mit dem Zicklein, er hätte am liebsten beide Zitzen zugleich in den Mund gesteckt.

Die Gemse hielt eine Weile bei dem Jungen Rast, spielte mit ihm, tat, als ob sie es mit den Hörnern stoßen wollte, hüpfte ihm, so gut es auf

dem engen Raum gehen möchte, eins vor und setzte dann mit einem Mal über den Wildbach. Nun sah Christoph, auf was für einer unmöglichen Leiter sie der Schlucht entstieg. Wer ihr nachklettern könnte! Wäre nur das unterste Stück nicht! Da ging es an drei Klafter fast senkrecht hinauf. Nur etwas über der Mitte ragte ein kleiner Vorsprung wie eine Warze aus dem Felsen hervor, nicht viel größer als eine Faust, dort hatte die Gemse ihren ersten Stand gefunden, mit allen Vieren hatte sie sich auf den Vorsprung gestellt und sich dann weiter hinauf zu einem schmalen Band geschwungen. Von dort schien sie ohne große Mühe aufwärts gekommen zu sein.

Den ganzen Nachmittag schaute Christoph nach der Wand und machte Pläne. Am Abend, als schon das Dunkel durch die Schlucht herauf-

troch, erschien die Gemsmutter wieder. Und so trieb sie es nun Tag für Tag. Am Morgen verschwand sie in aller Frühe, am Mittag kletterte sie wieder herab, hielt ihre Rast und stieg dann noch einmal für ein paar Stunden hinauf in Luft und Abendsonnenschein. Sie wollte das Kleine springen lehren und begriff immer nicht, daß es sich so ungeschickt stellte und ihm an den Hinterfüßen eine so seltsame Haut hatte wachsen können. Sie fing an, daran zu lutschen und zu kauen, als sorgliche Mutter wollte sie ihr Junges von dem Schönheitsfehler befreien.

In einer Nacht kam Christoph ein plötzlicher Gedanke. Hätte er die stählerne Spieß von Vaters Spieß, so könnte er Stufen in den Felsen meißeln und sich einen Ausgang schaffen. Früh am Morgen stand er am Bach und überlegte, wie er hinüber käme. Er kletterte auf das Tännchen, das sich unter seiner Last noch tiefer bog, ihn aber doch trug.



Hans Süssler, Brienz.

Knabenbildnis.



Sous Buggler, Brienz.

Kopf einer Älten.

An den Nesten ließ er sich auf's and're Ufer nieder, und so wurde das Bäumchen für ihn eine Brücke, auf der er hin- und herüber kroch. Mit einem Schrei fäzte er den eingeklemmten Spieß; er wußte nicht, schrie er vor Freude oder vor Schmerz. Gleich machte er sich ans Werk. Er löste die Spieße vom Schaft los, holte sich einen Stein aus dem Bach, der ihm als Hammer dienen sollte, und begann in Brusthöhe den Felsen anzumeißeln. Das Ge-stein war hart und verlangte Geduld; als aber Christoph die Wand näher befah, entdeckte er, daß ihm die Natur da und dort vorgearbeitet hatte, das gab ihm Mut.

So meißelte er Tage, Wochen lang an der Felswand, sich kaum Zeit gönnend, sich von der Gemsmutter nähren zu lassen. Er wußte, daß er vor Einbruch des Winters oben sein mußte, sonst erfroß er. Auch würde ihm die Nahrung ausgehen; schon wurde das Euter der Gemse geizig, es setzte täglich zwischen ihm und dem Gemlein Kämpfe ab. Mehr als einmal kam ihm der Gedanke, das Tierchen verhungern zu lassen; aber so hätte er sich der Nährmutter beraubt. Er nahm deshalb nur soviel Milch zu sich, als er brauchte, um bei Kräften zu bleiben, und das hieß nicht viel; denn es war ein wunderbarer Segen in der Milch.

Einmal, es mochte schon dem Herbst entgegen gehen, kam er in große Not. Ein schweres Gewitter

war niedergegangen, der Bach schwoll mächtig an, und nach weniger als einer Stunde floß das Wasser über die Stube der drei und stieg immer höher. Die Gemsmutter entfloß und lockte von der Wand herab das Junge, das schon tief im Wasser stand und erbärmlich schrie. In seiner Not zerriß es den Riemens; denn er war schon ganz zerlutscht und mürbe. Christoph hatte gerade noch Zeit, das Tierchen festzuhalten, sonst hätte es sicherlich den Sprung gewagt und wäre vom Bach fortgeschwemmt worden.

Das Wasser stieg und reichte dem Knaben bis über die Knie. Er mußte sich aus Leibeskräften mit dem Rücken gegen die Felswand stemmen, um von der Strömung nicht mitgerissen zu werden; das in seinen Armen zappelnde Gemshen machte ihm die Arbeit noch saurer. Aber so rasch die Flut gekommen war, so rasch verließ sie sich, und schon am Abend war die Lagerstätte wieder über Wasser, freilich mit Schlamm und Kies bedeckt und unwohnlich geworden. Das kümmerte aber Christoph wenig; er hatte geglaubt, ertrinken zu müssen, und freute sich seines geretteten Lebens und der überstandenen Not. Bevor er sich ein Lager aussuchte, fesselte er noch das Gemshen und hatte keine andere Wahl, als sein Hemd, das sowieso in Fetzen gegangen war, zu zerreißen und daraus einen Strick zu drehen.

Tags darauf begann das alte Leben und die alte Arbeit wieder. Aber noch sehnlicher als zuvor schaute nun der Gefangene hinauf zum Tageslicht und nach den Wolken, die hoch im Blau auftauchten, über die Spalte schwammen und verschwanden. Schwiebte aber eine Alpenfrähe oder ein Weih über die Schlucht, so schrie Christoph vor Sehnsucht, ihre Flügel zu haben.

Er sollte früher frei werden, als er gedacht hatte. Als er an einem Morgen die Augen öffnete, fand er sich allein, das junge Gemshen war mit der Alten entflohen oder vom Bach weggespült worden. Eine große Verwirrung kam über ihn, Mut, Mutlosigkeit und Trotz in einander gemischt. Der Magen, den das Unglück zunächst anging, fing unbändig zu knurren an, und Christoph zürnte: „Hätt' mich doch die verfluchte Gemsmutter noch trinken lassen, bevor sie ging! Ich will es ihr nicht vergessen!“ Rief's, setzte an und sprang über den Bach. Es war das erste Mal, daß er den Sprung wagte, und er geriet; das war ihm ein gutes Zeichen. Und nun stieg er wie zum Sturmangriff die gehauenen Stufen empor. Als er auf der obersten stand und sich auf den Zehen hochreckte, konnte er das Felsband mit den Fingerspitzen berühren; hätte ihm das Luder Zeit gelassen, noch eine Stufe zu hauen, so wäre er gerettet gewesen. Indem er so dachte und zürnte, fing er mit seinem Meißel an, das Band abzutasten, und er hatte einen freudigen Schreck, als er merkte, daß hinter dem Absatz eine Rille durch die Wand lief. Es ging nicht lange, so hatte er auch eine Stelle gefunden, wo er die Spieße wohl einen Zoll tief einzutreiben konnte. Er hängte einen Teil seines Ge-

wichtiges daran und wog und wog und stemmte sich dann mit aller Kraft empor. Er kniete auf der Felsrippe und zitterte vor Erregung, er richtete sich auf und begann sein Kletterwerk aufs neue. Er hatte noch manche schwierige Stelle hinter sich zu bringen; aber er sah keine Gefahr, er war wie von Sinnen, und endlich kroch er über den obersten Rand. Er warf sich auf den Rasen hin und weinte, so selig war er. Als er sich erhob und unten im Tal das Dorf erblickte, stieß er einen unbändigen Jauchzer aus. Er hatte kaum verhallt, als ihm ein anderer unten am Berg antwortete. Christoph lief dem Schall nach und stieß auf seine Brüder, die die Ziegen hüteten. Da jubelte es in ihm, und er rief sie jauchzend an. Sie aber wichen scheu zurück; denn sie erkannten ihn nicht, war er doch ganz verwildert, mit Haaren, die ihm wie Birkenbüschle vom Kopfe standen, und in Kleidern, die wie Bartflechten an ihm herunterhingen. Als er ihnen gar zurief, er sei der Christoph, rannten sie entsetzt davon; denn sie meinten, es sei ein Ungeheuer aus dem Boden gestiegen.

Zum Glück hatten sie ihren Weidsack liegen lassen; Christoph machte sich darüber her, und erst, als die beiden andern ihn so menschlich dreinbeissen sahen, faßten sie wieder Zutrauen und kamen näher. Nun erkannten sie ihn, der eine an den blauen Augen, der andere an der geraden Nase und an einer Narbe, die er seit frühen Jahren rechts an der Stirne hatte. Jetzt mußte er erzählen, von des Vaters letzten Tag, von seinem Leben mit den Gemsen und seinem endlichen Entkommen, und sie ihrerseits berichteten ihm, daß man für ihn und den Vater in Sankt Martin ein paar Messen gelesen habe, was sehr schön gewesen sei.

Christoph drängte nach Hause zur Mutter. Als er sich erhob, stellte sich Martin neben ihn und sagte: „Da schau, Jörg, er ist so groß wie ich; der hat sich gestreckt über den Sommer!“

„Das macht die Gemsmilch,“ meinte Christoph.

Martin aber fiel ihn unversehens an, um ihn zu Boden zu zwingen; denn er wollte zeigen, daß er als der älteste sich keinen andern wollte über den Kopf wachsen lassen. Christoph aber packte ihn um den Leib und drückte ihn ins Gras nieder.

„Mußt dir auch eine Gemse einfangen,“ lachte er und eilte talwärts, und die Herde und die Brüder folgten ihm in lustigen Sprüngen.

Das ganze Dorf lief zusammen, als sie erschienen. Die Mutter Klephi kam fast von Sinnen, und als er seine Geschichte erzählte, rief sie einmal über das andere: „Behüt uns Gott getreulich!“ Denn sie sah in dem Geschehenen das Walten geheimnisvoller Kräfte, von denen sie nicht wußte, ob sie es



Sons Guggler, Brienz.

Elter Bauer.

gut oder böse meinten. Schwere Arbeit hatte an jenem Tag der Schafsscherer. Er mußte Christoph seinen Schopf herunterschneiden und erklärte nachher, er wolle lieber zehn Böcke scheren als einen solchen Strubbelkopf.

2. Das Wasserloß.

Christoph sollte nach dem elenden Leben in der Schlucht, in dem Christophtobel, wie es heute noch von den Hirten genannt wird, gute Tage haben, das hatte sich seine Mutter fest in den Kopf gesetzt. Seine Brüder wollten ihn mit auf die Geißhut nehmen, es sei für drei Arbeit genug; sie aber ließ es nicht zu: sie hätte keine ruhige Stunde mehr, wenn sie ihn in den Flühen wüßte, er solle bei ihr bleiben, essen, soviel er zu knatschen vermöge, und es sich wohlsein lassen. Und die Leute im Dorf gaben ihr recht: einen wiedergefundnen Sohn solle man in Ehren halten, das habe der Pfarrer selber von der Kanzel verkündet. Christoph aß und trank, wurde rot und rund und wuchs wie das Gras im Maien, daß man's sehen konnte. Ging er durch's Dorf auf oder ab, so stand immer irgendwo eine gute Frau unter der Türe oder streckte den Kopf zum Fenster heraus: ob er eine Schüssel Milch oder ein Stück Käse oder einen Holzlöffel voll Rahm möchte, für den armen Gamschristoph sei immer etwas da. Und er hatte immer zu allem Lust, was

man ihm anbot; hätte man ihm gesagt, er müsse einen vollen Käsekessel austrinken, er hätte ohne Umstände den Mund daran gesetzt. Bei so reichlicher Kost regte sich in ihm immer mehr das Kraftgefühl, und da die besorgte Mutter jede Arbeit und Anstrengung in guter Absicht, aber mit wenig Einsicht von ihm fernhielt, suchte er sich selber Beschäftigung. Mit Vorliebe trieb er sich im Bachbett herum, das außer in der Zeit der Schneeschmelze zum größten Teil trocken war. Da wälzte er gewaltige Steine her und hin, hob hundertpfündige Riesel in die Höhe und warf sie mit Wucht gegen andere, sodaß sie mit dumpfem Knall zersplitterten und Funken von sich warfen. War er müde oder fühlte er sich in der Magengegend hohl, so schritt er langsam das Dorf entlang und sah nach, ob nicht etwa eine gute Frau unter ihrer Haustüre stehe und etwas für den armen Gamschristoph bereit habe.

Bei einem, der so gut im Leben wegkommt, nistet sich leicht der Übermut im Kopfe ein, und bald erzählte man sich im Dorf manchen dummen Streich, den Christoph verübt hatte. Erst waren es harmlose Schalkereien: er schleppete der Bäuerin an der Halde zum Danck dafür, daß sie ihm eine Suppe gekocht, einen ganzen Baumstamm in die Rüche, damit sie auch genug Holz zur Feuerung habe, der Bäuerin zum Steg trug er als Ent-

gelt für eine Rachel Milch das halbjährige Kuhkalb auf den Armen zum Brunnen, mit dem Bemerk, so könne es doch ohne Anstrengung saufen, und was der Narrheiten mehr waren.

Darüber lachte man anfänglich, die einen sagten: „Er ist ein Schalk!“ — die andern: „Was der Bub für Kräfte hat, das muß von der Gemsmilch kommen!“ Einsichtige freilich meinten, nun wäre es an der Zeit, dem Christoph zu zeigen, was Arbeit sei, und sie unterließen es nicht, dann und wann der Mutter Klephi einen Wink zu geben. Die gute Frau aber hörte nur mit dem linken Ohr darauf und dachte: „Solange ich lebe und schaffen kann, soll es der arme Christoph gut haben, er hat lang genug in der Schlucht am Hungereuter gesogen und den Stein gemeißelt!“ Christoph selber dachte sich bei all dem Treiben nicht viel; nur wenn er mit einem unangenehmen Bohren im Magen, nach rechts und links schielend, durch das Dorf schritt und keine Bäuerin winkend unter ihrer Türe stand, was ihm immer häufiger begegnete, wurde er etwas nachdenklich. Aber wenn die andern für ihn nichts übrig hatten, so war ja die Mutter Klephi noch da, die nie „nein“ sagte und lieber einen ganzen Tag selber nichts aß, als daß sie ihren Liebling hätte fasten lassen.

So verstrich die Zeit; Christoph war siebzehn Jahre alt geworden und allen Leuten über den Kopf geschossen, und doch gab es baumlange Männer im Dorf der Halbriesen. Einen Naden und Schultern hatte er wie ein Farren und Arme wie Butterkübel. Am Augustheiligenstag wurde ein Fest abgehalten; denn es war ein gutes Jahr, und das Dorf wollte sich einmal eine Freude gönnen. Auf der Wiese im Ebnet wurde gerungen und mit Steinen gestoßen; jeder, der Markt in den Knochen fühlte, war tätig dabei, während die Graubärte, die Frauen und Kinder einen Ring bildeten und zuschauten.

Christoph erklärte seiner Mutter, er wolle auch in den Ring treten; da schalt sie ihn, er sei noch ein Bub, ihn gehe das Treiben der Großen nichts an, er solle hübsch zu den andern Knaben und Mädchen hocken. Die gute Frau sah gar nicht, wie groß und stämmig er geworden war, sie sah ihn immer noch wie an jenem Tag, da er gleichsam aus dem Friedhof zurückgekehrt war. Er ergab sich drein; denn da er nicht tat wie die Erwachsenen, rechnete er sich selber auch noch nicht dazu.

Als er aber unter den Unmündigen im Ring saß und zusah, wie die Steine von aufquellenden Armen gehoben und geworfen wurden, wie sich zwei gleich Starke anfaßten und sich hin- und herstießen, bis einer schließlich den andern vom Boden lüpste, in der Luft drehte und auf den Rücken warf, da fing es ihm in den Armen zu kribbeln an, und es kam wie Scham über ihn, nicht mittun zu dürfen. Er wäre am liebsten über die Knaben, die neben ihm saßen, hergefallen, um sie an den



Hans Buggler, Brienz.

Alter Bauer (Nussholz).
Von der Eidg. Kunstmuseummission angekauft.



Sans Suggler, Brienz.

Ohren emporzuheben und zu schütteln. Es war die Wut über sein geringes Ansehen, die in ihm nun erwachte und zu wühlen begann, die Wut, noch ein Knabe zu sein. Als es an das Auschwingen ging und die vier Stärksten sich zum letzten Kampf anschickten, rief der alte Amrain ihm zu: „Sag', Christoph, möchtest du nicht einen Hosenlupf mit dem Christian oder dem Tobi oder dem Rüher Sepp wagen?“

Gleich rief Christophs Mutter dazwischen: „Das fehlt noch, red' nicht so ungereimt! Er ist noch ein Bub und soll bei den Buben hocken!“

Christoph aber stand schon mitten im Ring vor dem Rüher Sepp, der ihm der Schwächste von den Bieren schien. Sepp sprang wie eine getretene Natter in die Höhe; denn was der Junge sich herausnahm, kam ihm wie ein Schimpf vor. Er fäzte Christoph an, versuchte ihm den Haken zu schlagen und meinte eins, zwei, drei mit ihm fertig zu sein. Aber Christoph stand fest wie ein Scheiterstock, ließ sich alle Zeit, den Sepp an den Hosen zu fassen, hob ihn dann langsam in die Höhe und warf ihn von sich, wie er im Bachbett so oft die Steine geworfen hatte.

„Gilt nicht,“ rief ihm der ganze Ring zu, „er liegt auf dem Bauch, wieder dran, Sepp!“

Aber der Sepp wollte nicht mehr, alle Glieder schmerzten ihn von dem Fall.

Nun schrie man Christian, den man für den Stärksten des Tales hielt, zu: „He, Christen, stäub

ihm den Hosenboden aus, daß er sein Leben lang dran denkt!“ Alle fanden es strafwürdig, daß ein Bub einen Mann geworfen hatte.

Christian hielt es für seine Ehrenpflicht, den Kampf zu wagen. Er war etwas kleiner als Christoph, aber ebenso breit, und seine Arme waren unheimlich knorrig wie alte Arvenäste. Er kam behutsam heran, schlich um Christoph, der ihn in den Augen behielt und sich langsam drehte, herum und saß ihm auf einmal im Nacken. Wie ein Luchs war er an ihn gesprungen und suchte ihn nach hinten zu Fall zu bringen. Drei Zentner hingen an Christophs Hals, lebendige Zentner, die zogen und zerrten; in seine Beine verschloten sich zwei andere, wie sich Tannenwurzeln um einander schlingten. Christoph meinte zu sinken, und es ging eine Weile, bis er sich zurechtfand. Endlich besann er sich, daß er seine Hände frei hatte. Er langte nach hinten, fasste an, wo es sich traf, und grub die Finger ins Fleisch, zog mit der einen Hand und schob mit der andern, bis Christian zu ächzen anfing und zuerst einen Fuß und dann den andern lockerte, um allmählich seitwärts nach vorn gezogen zu werden. Aber Christian ließ es nicht so weit kommen, er schlug seine Finger wie Krallen um Christophs Hals, um ihm den Atem zu nehmen. Man rief ihm zwar zu, das sei kein ehrlicher Kampf; aber ihm war es nur um den Sieg zu tun. Christoph, nach Luft ringend, ließ ihn unten los, fuhr mit

den Händen nach den würgenden Krallen und umklammerte sie wie mit Zangen, sodaß alle Kraft daraus wich und das Blut fast aus den Fingerbeeren spritzte. Nun zog Christoph den Gegner langsam an den Armen nach oben und schleuderte ihn über die Schultern kopfüber ins Gras.

Niemand rief Beifall; selbst das Riesengeschlecht erschrak über soviel Kraft in einem siebzehnjährigen Lümmel, und mehr als einer sagte sich: „Werden die Arme recht gebraucht, so mag's gut ausgehen, sonst aber kann sich der Teufel freuen!“

Ein selthames Gefühl kam in jener Stunde über Christoph, er schlief kaum in der folgenden Nacht. „Ich bin der Stärkste im ganzen Tal,“ flüsterte es

in ihm; „wenn ich den Christian warf, wer wollte mich werfen?“ Etwas sein, was andere nicht sein konnten, in etwas der erste sein, die höchste Tanne im Aebiwald, die oberste Urve an der Winterhalde, der höchste Gipfel in den weißen Hörnern, der stärkste Bursche im ganzen Tal, einerlei, wie und was, nur der erste, dieser Gedanke wühlte in ihm und blähete ihn auf. Er hätte etwas unerhört Gewaltsames unternehmen mögen, um so recht offensichtlich zu zeigen, wer er war; am liebsten hätte er das Haus auf der einen Seite angefaßt, aus den Grundlagen gehoben und auf den First gestellt, das unterste oben, das oberste unten! Ja, wer das könnte!

(Fortsetzung folgt.)

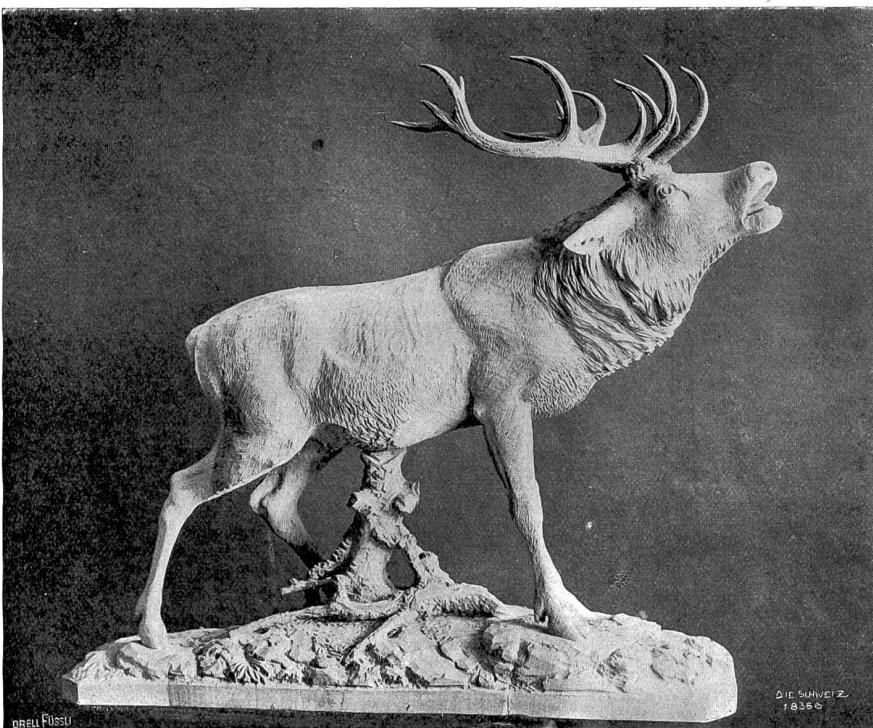
Die Holzschnizerei im Berner Oberland.

Mit einer Kunstablage und siebzehn Abbildungen im Texte.

Es ist schon öfter behauptet worden, daß sich in der Schweiz zu wenig künstlerischer Sinn zeige und daß infolgedessen Kunst und Kunstgewerbe nicht den nötigen Verdienst finden. Wenn diese Klage überhaupt ihre Berechtigung haben sollte, so wäre ihr Grund vielleicht weniger im Mangel an Kunstsinn als in der geringern Kaufkraft unserer Bevölkerung zu suchen. Die außen und innen schön geschmückten Rathäuser, Kirchen und Bürgerhäuser unserer Städte, der freundliche Stil unserer Landhäuser mit ihren reich verzierten Dänen, Schränken, Truhen und „Bufferts“, die schlichten, aber sinnig geschmückten Haus-, Küchen- und Stallgerätschaften, Tragbänder für Kuhglocken u. dgl., insbesondere aber die reizenden Volkstrachten sind gewiß sprechende Zeugen von frühzeitiger Neuerung des Kunstgeschmackes in unsern Landen. Die Holz bildhauerei hat in diesem Schmuck der Heimstätten stets eine bevorzugte Stellung eingenommen; sie ist damit zur Volks- und Heimatkunst geworden.

Auch heutzutage treffen wir fast in jedem Heim zu Stadt und Land Erzeugnisse neuzeitlicher Holzschnittkunst und können an ihrer Eigenart leicht erkennen, daß sie aus dem Berner Oberland stammen. Freilich finden sich unter diesen Schnitzwerken gar viele, die den heutigen Anforderungen einer kunstgerechten Ausführung in keiner Weise entsprechen: Ornamente ohne Berücksichtigung der Zweckbestimmung des Objektes, Menschen- und Tierfiguren, die auch ein weniger kunstübliches oder Schönheitsfrohes Auge als Fraze erkennen sollte. Allein wir wissen, daß das Kaufende Publikum beim Ankauf sogenannter Geschenk- und Souvenir-Artikel überhaupt nicht allzu wälderisch ist und eher dasjenige bevorzugt, was billig oder originell scheint. Es ist begreiflich, wenn Kunstkritiker, die in den Schaufenstern der Magazine für sog. „Fremdenartikel“ in Bern, Interlaken oder Luzern solche mißratene Schnitzwaren, wie z. B. Karikaturen des Löwen von Luzern oder des Telldenkmals in Altdorf erblicken, ihrem Ärger über diese Pfuscherei Luft machen. Aber sie sollten so vorsichtig und gerecht sein, sich über die wirklichen Zustände besser zu informieren; sie sollten sich hüten, nur gestützt auf oberflächliche Wahrnehmungen, über ein einheimisches Kunstgewerbe ein verdammendes Urteil abzugeben, wie dies vor wenigen Jahren in einer schweizerischen Zeitschrift geschehen ist.

Eine sachliche und fachkundige Kritik ist jederzeit nützlich und darf nicht unterdrückt werden. Die Oberländer Holzschnizerei hat schon manch scharfes, gerechtes und ungerechtes Urteil hinnehmen müssen, und seit Jahren haben ihr Berufene und Unberufene wohlgemeinte Ratschläge erteilt zur Hebung der Industrie, zur Anwendung neuer Kunstformen und zur Einführung besser lohnender Erzeugnisse. Viele dieser Winke sind kaum beachtet worden, namentlich auch der oft geäußerte Rat, auf die fast ausschließliche Nachahmung einheimischer Tiere und Pflanzen (Bären, Gemsen, Adler, Wildschweine, Rindvieh, sowie Alpenrose und Edelweiß) zu verzichten und sich



Schnitzler-Schule Brienz.

Birch (in herkömmlicher Technik).